

(Nachdruck verboten.)

40]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Berschlagen fuhr Berta auf. Als sie in Trudes verdorrtes Gesicht sah, lachte sie und wurde hell wach. Sie feste sich schnell auf und stützte den Kopf in die Hand; die langen blonden Haare rieselten ihr über den bloßen Arm. So sah sie zu, wie sich Trude beim Schein eines flackernden Kerzenstümpfchens entkleidete.

„Schön amüsiert, Fräulein Trudchen?“ Sie kniff die goldigen Wimpern zusammen und blinzelte schlau die andere an.

„Ne!“ Trude schleuderte die Stiefelchen aus, daß sie bis in die Ecke flogen.

„Na, seien Sie nur nicht so böse, Fräulein Trudchen! War „er“ denn nicht da?“

„Wer „er“?“

„Na, ich meinte „er“! Se wissen doch, Potsdamerstraße, fängt mit 'n B an!“

„Was geht mich der an?“ Gusch war das Licht ausgeblasen und Trude im Bett.

Da lag sie ganz abgemattet und konnte doch nicht schlafen. Es drängte sie, Bertha über Leo Selinger auszufragen. Aber sich mit dem Dienstmädchen so vertraut machen — das paßte sich doch nicht! Und doch brannte sie vor Neugier.

Bertha half ihr aus diesem Dilemma, indem sie von selber zu schwätzen begann und haarklein alles über Leo Selinger berichtete. Das war mal einer!

Mit funkelnden Augen und fieberheißen Wangen lauschte Trude — dem gönnte sie's, daß die Bertha ihm ordentlich die Zähne gewiesen! Schade, daß sie ihm nicht auch so Bescheid gesagt hätte! Aber nun hatte er's doch noch gut gekriegt! Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust, und sie drückte Berthas Hand.

So kam es, daß sich in dieser Nacht eine rasche Freundschaft zwischen den beiden entspann. An Schlaf dachten sie nicht, sie erzählten sich zu interessant.

Mit dem Fräulein, das am selben Lager wie sie bediente, mit dem Bräutigam dieses Fräuleins und dem Bruder des Bräutigams, war Trude den Abend im Wintergarten gewesen, dann in einem Bierlokal und dann in einem Nachtcafé. „Sie können ja auch mal mitjehn,“ sagte sie zu Bertha. „Zieh Sie sich recht schick an, denn merkt Ihnen keiner was an. Ich stelle Sie als meine Cousine vor. Morgen abend, was?! Der Bruder hat mich nach Hause gebracht — nur bis in die Nähe, er braucht nicht zu wissen, daß ich in'n Keller wohne — ich habe ihm zwar nicht versprochen, aber er wird schon wieder borm Feschäft rumflankieren. Vielleicht, daß mir's mit Ihnen zusammen mehr Spaß macht!“

„Da wollen wir mal 'nen ordentlichen Fez mit de Jungens machen,“ sagte Bertha fröhlich.

Am Morgen waren sie endlich ein wenig eingeschlafen, da erweckte sie ein lautes Gejammer von Mutter Reschke. Artur war auch mit dem neuen Tag, wie die Mutter gehofft, nicht heimgekehrt. Der arme Junge! Nun war er so getränkt worden, daß er weggelaufen war! Nun wurde er draußen in dem unsicheren Frühlingswetter naß, statt trocken bei Muttern zu sitzen! Jedem, der in den Laden kam, erzählte sie, wie grausam Reschke ihren Artur behandelt. „Er holt sich jehwiz was, ach Zotte doch,“ jammerte sie, „bei seine schwache Konstitution!“ Und sie nannte Reschke einen Mörder.

Den ganzen Tag konnte sie sich nicht beruhigen; auch Herr Reschke schlich umher, als hätte ihn jemand vor den Kopf geschlagen.

Gestern abend schon hatten sie das Zwanzigmarkstück vermißt, da sie immer nach Schluß des Ladens Kasse zu machen pflegten und dann das Geld unter ihr Kopfkissen legten. Wo war das Zwanzigmarkstück? Kein Winkel blieb undurchsucht. Es mußte gestohlen sein. Grete, die sonst nie im Laden war, hatte ausnahmsweise laue Reut im dunklen Winkel hinter

der großen Rolle gefauert, stundenlang war sie ganz allein dort gewesen.

Sie wurde einem peinlichen Verhör unterworfen; auf die flehend erhobenen Hände erhielt sie derbe Schläge. Die Kellerwände hallten wieder von ihrem Gewimmer und dem wütenden Geschrei der Mutter.

Heute morgen nun hatte sich Elli gemeldet — sie wußte was! Mit einem pfeifigen Gesicht flüsterte sie der Mutter etwas ins Ohr. Nein, das war nicht möglich! Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben erhielt Elli eine schallende Ohrfeige von der Mutter Hand. Artur sollte das Geld genommen haben —?! Nein, nein, unmöglich!

Aber heulend beharrte Elli bei ihrer Aussage.

Herr Reschke sagte nicht viel, er sah seine Frau nur mit einem eigentümlichen Blick an und murmelte: „Siehite woll, Dein Söhnchen!“

Da brach ein Sturm los. Nein, das konnte die Mutter nicht glauben, das wollte sie nicht glauben! Und Frau Reschke beteuerte und oerschwor sich: ein insamer Verleumder, der so was von Artur sagte!

Aber immer wieder nahm sie Elli im geheimen vor und horchte sie aus; und das Kind, von der eignen Wichtigkeit angestachelt, erzählte immer anschaulicher, wie Artur in einem fort nach der Ladenkasse geschickt habe, und wie er sie dann überredet, mal zu gucken, was drinnen im Zimmer los sei. „Ich wollte jarnich,“ versicherte sie, „aber er schubste mir, un denn sah ich noch, wie er hintern Ladentisch lief und bei de Schieblade jing!“

Frau Reschke weinte. Lange Jahre waren keine Tränen in ihre Augen gekommen, nicht, als ihre Mutter starb, nicht, als sie den Emil, ihr vorjüngstes Kind, begrub — der war ja nur neun Wochen alt geworden! Aber nun weinte sie. Langsam, spärlich nur, entsicherte ihren Augen das ungewohnte Naß. Aber es brannte doppelt.

So schlich der Tag hin. Keine Sonne am Himmel; der Keller erhellte sich heute gar nicht. Wenn „er“ doch wieder käme. Vielleicht, daß er in der Abenddämmerung heimlich erschien, aus Furcht vor dem Vater sich nicht recht traute?! Er mußte doch wissen, daß die Mutter ihn nicht im Stiche ließt!

Als es auf den Abend ging, hielt Frau Reschke es in ihrer Unruhe nicht mehr aus; sie schickte Gretchen nach der Kleinen Mauerstraße, da sollte sie in Arturs früherer Wohnung nachfragen. Vielleicht, daß er da war!

Sie gab dem Mädchen sogar zehn Pfennige zum Hin- und zehn Pfennige zum Zurückfahren. „Daß de der aber nich unterstehst, 'nen Froschen zu bernaschen un denn zu laufen,“ drohte sie. „Um Dir müde Beene zu sparen, lasse ik der nich fahren. Genzig un alleene wejen Artur, det ik Bescheid kriegel!“

Ganz entsezt kam Grete zurück. Artur war seit gestern früh von dort fort, aber die Vermieterin hatte sie festgehalten, als sie sagte, sie wäre die Schwester, und ihr gedroht und den noch rückständigen Rest der Miete verlangt. Und ein Mann war der Frau zu Hilfe gekommen, und beide hatten entseztlich geschimpft. Nur unter der Versprechung, es den Eltern zu sagen und unter der genauen Angabe von deren Adresse, hatten die bösen Leute sie gehen lassen. Sie zitterte noch.

„O Du dämlichtet Frauenzimmer,“ schrie Frau Reschke, „Dir muß man schon schiden! Da fällt man schön rin! Wat brauchste denn det zu sagen?!“

Ehe sich's Grete versah, hatte sie eine Ohrfeige weg, und sie ging weinend und versteckte sich bei den Hunden.

Schwarze Schatten des Abends krochen in den Keller; so schwer hatte die Dunkelheit noch nie gelastet. Das war mehr als Dunkelheit.

Die da unten schauerten. Mutter Reschke fröstelte, und Vater Reschke, der heute mehr denn je mit den Augen geblinzelt, rückte näher zu seiner Frau. Sie saßen stumm bei trüblichem Lampenschein hinten in der Stube; vorn in den Laden kam heute kein Mensch, der neue Grünfram weiter die Straße hinunter feierte das Jubiläum seines halbjährigen Bestehens. Da gab's Maiwein, ein Glas gratis.

„'s is ja man nur Appellwein,“ sagte Vater Reschke endlich, und dann seufzte er. „Ne, was man nich allens erlebt,

bet sind auch so 'ne Moden! Na, Mutier, konn, wer wollen uns wieder vertragen!"

Sie hob die geröteten Lider und sah ihn zum erstenmal heute an, nicht gerade freundlich, aber auch nicht unfreundlich.

"Deine Augen wollen mer ooch jar nich recht jefallen," sagte sie. "Aber wenn man erst mit'n Doktor anfängt, is keen Koskommen nich — ach ja!"

Er wischte sich die Augen. "Kommt's mir nur so dunkel vor, oder is der's ooch so dunkel?!"

"Ne, ne, es is ooch dunkel hier!"

Sie drehte die Lampe höher, daß sie schwelte, aber doch erkhellte der matte Strahl nicht das Zimmer; die Finsternis war stärker.

Sie sahen wieder stumm. — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Goldkäfer.

Von E. A. Poe

Wir waren ungefähr zwei Stunden fortgeschritten, und die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu, als wir in eine Gegend gelangten, wie ich sie trauriger und trüber noch nie gesehen hatte. Es war eine Art Tafelland, nahe dem Gipfel eines anscheinend unzugänglichen Berges, der vom Fuße bis zur Spitze bewaldet und mit riesigen Felsblöcken dicht besät war, die lose herumzuliegen schienen und manchmal nur deshalb nicht in die Tiefe hinabrollten, weil sie zufälligerweise gegen einen Baum lehnten. Wilde Schluchten, die den Berg nach allen Seiten hin durchzürsteten, erhöhten noch die starre Feierlichkeit der Landschaft.

Die natürliche Plattform, die wir mit vieler Mühe erklommen, war so dicht mit Brombeergebüsch bewachsen, daß wir uns nur mit Hilfe der Sense einen Weg hindurchbahnen konnten. Jupiter ging voran und ebnete uns nach Anweisung seines Herrn den Pfad zu einem ungeheuer hohen Tulpenbaum, der mit acht oder zehn Eichen auf einer ebenen Fläche stand und sie alle, sowie alle anderen Bäume, die ich je in meinem Leben gesehen, an Schönheit seines Laubwerkes, Majestät der Form und Ausdehnung seiner Zweige bei weitem übertraf. Als wir an diesem Baume angelangten, wandte sich Legrand an Jupiter und fragte, ob er sich getraue, hinaufzuklimmen? Den alten Mann schien diese Frage etwas zu befremden, denn es verstrichen einige Augenblicke, ehe er antwortete. Endlich näherte er sich dem ungeheuren Stamme, ging langsam um ihn herum und prüfte ihn aufs eingehendste. Als er damit fertig war, sagte er bloß:

"Ja, Massa, Jup klettern auf jeden Baum, den er sehen in sein Leben."

Dann hinauf mit Dir, so schnell wie möglich; es wird sowieso bald zu dunkel sein für unsere Angelegenheit."

"Wie weit ich müssen herauf?" fragte Jup.

"Klettere zuerst den Hauptstamm hinauf, dann will ich Dir sagen, welche Richtung Du einschlagen sollst — und hier — warte — nimm den Käfer mit!"

"Den Käfer, Massa Will? — Den Goldbläfer?" rief der Neger und wich entsetzt zurück. "Warum müssen der Käfer auf den Baum? Will sein verdammte, wenn ich das tuen!"

"Wenn Du zu bange bist, Jup, Du großer, starker Neger, einen harmlosen, toten, kleinen Käfer in die Hand zu nehmen, dann kannst Du ihn ja an der Schnur halten. Wenn Du ihn aber auch dann nicht mitnehmen willst, bleib mir nichts anderes übrig, als Dir mit dieser Schaufel den Schädel einzuschlagen."

"Was denn zornig, Massa?" sagte nun Jupiter, offenbar beschämt und willens, zu gehorchen. "Massa immer müssen zanken mit alten Neger. Jup haben gemacht Spaß. Jup nicht fürchten Käfer. Jup nicht scheeren um Käfer." Und vorsichtig nahm er das äußerte Ende der Schnur in die Hand, hielt das Insekt, soweit es nur die Umstände gestatteten, von seinem Körper entfernt, und machte sich bereit, den Baum zu erklettern.

Der Tulpenbaum, *Liriodendron tulipiferum*, der schönste aller amerikanischen Bäume, hat, wenn er noch jung ist, einen eigentümlich glatten Stamm, von dem sich die Seitenäste erst in ziemlicher Höhe abzweigen. Wird er älter, so wird seine Rinde uneben und rauh, und viele kleine Ästchen schießen aus dem Stamm hervor. Seine Ersteigung bietet dann eigentlich eine mehr scheinbare als wirkliche Schwierigkeit. Jupiter klammerte sich mit seinen Armen und Knien möglichst fest an den ungeheuren Zylinder, ergriff mit den Händen die Vorsprünge, ließ dann und wann seine nackten Beine auf einigen anderen ausruhen, zog sich so bis zur ersten Gabel hinauf und schien nun seine Aufgabe in der Hauptsache für vollendet zu halten. Das Gefährlichste hatte er in der Tat auch überstanden, obgleich der Kletterer einige sechzig oder siebzig Fuß über dem Boden schwebte.

"Welchen Weg müssen ich gehen, Massa Will?" fragte er.

"Den größten Ast hinauf, — an dieser Seite?" rief ihm Legrand zu. Der Neger vollführte den Befehl anscheinend ohne allzu große Anstrengung. Er stieg höher und höher, bis man

keinen Zoll seiner zusammengekauerten Gestalt durch das dichte Laubwerk mehr erblicken konnte. Nach einer kurzen Zeit vernahmen wir ein kurzes "Hallo!" von ihm.

"Wie hoch bist Du?" fragte Legrand zurück.

"Ganz, ganz hoch!" rief der Neger herunter, "kann sehen die Himmel von die Spitze von der Baum."

"Laß den Himmel zufrieden und tue, was ich Dir sage. Blide einmal den Baum entlang nach unten und zähle die Äste, die Du unter Dir hast. Ueber wie viele bist Du geklettert?"

"Eins, zwei, drei, vier, fünf — ich geklettert über fünf große Äste an diese Seite."

"So klettere noch einen Ast höher."

Nach einigen Minuten hörten wir die Stimme abermals, die uns meldete, daß der siebente Ast erreicht sei.

"Und nun, Jup," schrie Legrand, offenbar in höchster Erregung, "mußt Du auf diesen Ast hinaufklettern, so weit Du nur kannst, und sobald Du etwas Seltsames siehst, laß es mich wissen."

Hatte ich bis jetzt noch etwa gezwifelt, daß mein armer Freund wirklich wahnsinnig sei, so mußte mich sein Benehmen in diesen letzten Augenblicken vollständig davon überzeugen. Ich dachte mit Schrecken daran, was ich beginnen sollte, um ihn in seine Hütte zurückzuführen, als ich Jupiters Stimme von neuem vernahm.

"Jup fürchten, weit herauszuklettern auf diesen Ast, — ist tot, ganz tot."

"Sagtest Du, der Ast ist tot?" fragte Legrand mit zitternder Stimme.

"Ja, Massa, tot wie ein Türangel, ganz tot, nie mehr wachsen in sein Leben!"

"Was uns Himmels willen soll ich tun?" fragte Legrand, anscheinend in größter Verlegenheit.

"Was Sie tun sollen?" rief ich, froh darüber, endlich Gelegenheit zu haben, einen Rat anzubringen. — "Lassen Sie uns nach Hause gehen, damit Sie sich zu Zeit legen können. Kommen Sie, Sie sind doch ein vernünftiger Mensch! Es wird spät, und überdies erinnern Sie sich an Ihr Versprechen."

"Jupiter," schrie er, ohne sich im geringsten um meine Worte zu kümmern, "verstehst Du mich?"

"Ja, Massa, ich verstehen ganz deutlich."

"So prüfe das Holz mit Deinem Messer genau und siehe zu, ob es sehr verfault ist."

"Holz verfault, Massa, gewiß verfault," erwiderte der Neger nach einigen Augenblicken, "aber doch nicht ganz verfault — will allein hinaufklettern auf den Ast."

"Allein? Was soll das heißen?"

"Nun, Jup meinen den Käfer, den schweren Käfer. Will ihn herunterfallen lassen, dann wird Ast nicht brechen mit alten Neger."

"Du höllischer Schurke," schrie Legrand, augenscheinlich höchlich erleichtert, "was soll dieser Unsinn bedeuten? Wenn Du den Käfer fallen läßt, breche ich Dir das Genick. Schau her, Jupiter, hörst Du mich?"

"Ja, Massa, brauchen nicht so zu schreien über armen Neger."

"Also hör zu. Wenn Du auf den Ast hinaufkletterst, so weit Du eben glaubst, daß er Dich trägt, so schenke ich Dir einen Silberrdollar, sobald Du wieder herunterkommst."

"Ich tun es, Massa Will," antwortete der Neger prompt — "bin jetzt ganz am Ende."

"Ganz am Ende?" schrie hier Legrand aus Leibeskräften.

"Sagst Du die Wahrheit? Bist Du ganz am Ende?"

"Jetzt am Ende, Massa — o — o — o — o — meine Güte, was ist das da auf dem Baume?"

"Nun," rief Legrand, wie freudig erschrocken, "was ist es?"

"Nix als ein Schädel, Massa — hat einer Kopf gelassen auf dem Baum, haben Krähen alles Fleisch abgebissen von."

"Ein Schädel? Sagst Du? Sehr gut, wie ist er an dem Zweige befestigt? Was hält ihn fest?"

"Jupiter müssen nachsehen — das sein aber kurios, sehr kurios, wahrhaftig! Großer Nagel sein in Schädel und halten es fest an die Ast."

"Nun, paß auf, Jupiter, und tue alles genau so, wie ich es Dir sage. Hörst Du?"

"Jawohl, Massa."

"Also — such das linke Auge des Schädels."

"Du, hu! Das sein gut! Aber da sein nicht mehr Auge."

"Verfluchter Dummkopf, weißt Du denn nicht, was rechts und links ist."

"Ja, Jupiter wissen das — wissen das alles — Jupiter hauen Holz mit seine linke Hand."

"Ganz recht, Du arbeitest linksdändig; Dein linkes Auge ist auf derselben Seite, wie Deine linke Hand. Nun wirst Du auch das linke Auge des Schädels finden oder wenigstens die Stelle, wo es gewesen ist. Hast Du es gefunden?"

Hier trat eine kurze Pause ein. Endlich fragte der Neger:

"Ist linkes Auge auf die Seite wie linke Hand von Schädel? Jupiter fragen, weil Schädel hat kein Stück von einer Hand. Aber tut nix, hab' jetzt gefunden linkes Auge, hier ist linkes Auge, was müssen Jupiter tun damit?"

"Laß den Käfer durch die Höhlung hinabfallen, so weit die Schnur reicht — aber gib Obacht und laß nicht etwa die Schnur selbst fallen."

"Alles getan, Massa Will. Mächtig leichtes Ding. Käfer durch das Loch steden. Sehen ihn schon unten!"

Während dieses Zwiegesprächs war von Jupiters Person nicht das geringste zu sehen gewesen; doch der Kaiser, den er an der Schnur herabgelassen hatte, wurde nun sichtbar und schimmerte in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne wie eine kleine Kugel brünierten Goldes. Er hing ganz frei und wäre, wenn man losgelassen hätte, dicht vor unseren Füßen niedergefallen.

Legend ergriff nun unverzüglich die Sense und mähte damit einen Kreis von drei bis vier Ellen im Durchmesser, gerade unter dem Insekt, frei. Dann befahl er dem Regier, die Schnur fallen zu lassen und von dem Baume herabzutommen.

(Fortsetzung folgt.)

Frédéric Chopin.

Zum hundertsten Male jährt sich am 1. März der Tag, an dem Frédéric François Chopin zu Żelazowa Wola bei Warschau geboren wurde. Französisches und polnisches Blut mischte sich in seinen Adern, sein Vater war ein eingewandelter Franzose, seine Mütter eine Polin. Auch seine Persönlichkeit war aus französischem und polnischem Wesen zusammengesetzt, wie seine Kunst einen sinnfälligen Abglanz dieser Vereinigung von verschiedenen Eigenarten darstellt. Schon in seinem neunten Lebensjahre spielte Chopin öffentlich; er war ein Wunderknabe, der von der Welt mit Recht angestaunt wurde. Die erste musikalische Ausbildung genoss Chopin von dem Böhmen Jahnig und von Josef Elsner, dem Direktor der Musikschule zu Warschau. Nachdem er im Jahre 1827 das Gymnasium zu Warschau absolviert, trat er schon öffentlich als Pianist auf und veranstaltete zwei Jahre später im Wiener Opernhaus zwei Akademien mit durchschlagendem Erfolg. Inzwischen hatte er auch schon kleinere Werke veröffentlicht, und verließ im Jahre 1830 als fertiger Klaviervirtuose seine Vaterstadt, um sich nach Paris zu begeben. Auf der Reise dahin konzertierte er in Wien und München und als Vollendeter kam er nach Paris.

Doch nicht nur seine große Kunst als reproduzierender Künstler brachte er nach der französischen Hauptstadt, auch eine große Menge von eigenen Kompositionen führte er mit sich, die er seinem bald erworbenen Freundeskreise vermittelte. Eine Reihe von bedeutenden Männern jener Zeit wußte Chopin in kürzester Frist um sich zu scharen: Liszt, Berlioz, Heine, Balzac, der Violinvirtuose Ernst und endlich Meyerbeer, Persönlichkeiten, die mit ihm geistig verbunden waren und die schon damals seine künstlerische und menschliche Eigenart zu würdigen verstanden. Wie ein leuchtender Stern war er aufgestiegen, und alles schien darauf hinzudeuten, daß eine glänzende Laufbahn dem jungen Künstler beschieden sei. Bald aber senkten sich düstere Schatten auf die frohe Natur des Künstlers, der zwar empfindsam, aber nicht, wie man es so oft liest, von melancholischer Gemütsanlage war. Die Zeichen eines nicht ungefährlichen Brustleidens machten sich bemerkbar, und im Jahre 1838 war er genötigt, sich zur Vinderung seiner Leiden nach Majorca zu begeben. Mit George Sand, der von ihm schwärmerisch geliebten Dichterin, war er dahin gegangen und sie pflegte ihn und sorgte für ihn eine Zeitlang. In den letzten Jahren seines Lebens aber mußte er auch dieser Stütze entraten; dazu bildete sich das Uebel immer weiter gefahrdrohend aus. Elf Jahre hindurch schwankte die Gesundheit Chopins einmal zur tiefsten Tiefe der Gefahr, dann wieder in hoffnungsvollem Aufstieg zur endlichen Besserung, und in dem Gefühl, daß das Uebel im Schwinden begriffen sei, unternahm der Künstler im Jahre 1849 eine Reise nach London, um dort mehrere Konzerte zu veranstalten. Ohne Rücksicht auf seine bereits völlig untergrabene Gesundheit aber hatte sich Chopin dort in die Wogen der Geselligkeit gestürzt, machte auch sogar noch einen Ausflug nach Schottland und kam völlig gebrochen und aufs äußerste erschöpft wieder nach Paris zurück. Im Herbst desselben Jahres verschied er.

Chopin ist als Musiker und Künstler ein Typus für sich allein geworden und geblieben. Rein theoretisch betrachtet hat seine Wirksamkeit für die musikalische Kunst zwei positive Ergebnisse gezeitigt: Er wurde zum Schöpfer eines neuen Klavierstils und entwickelte im Anschluß an die neu gewonnenen musikalischen Ausdrucksmittel eine gegen früher völlig veränderte, neue Technik des Klavierspiels. Aber dies allein gibt Chopin die Bedeutung nicht, die er in der musikalischen Kunst besitzt. Diese Bedeutung liegt in seiner eigenen Persönlichkeit, in seiner zur musikalischen Vollkommenheit geläuterten und zum Ausdruck verinnerlichten Poesie und in der Fähigkeit, bewegenden künstlerischen Gedanken eine sinnfällige Form zu geben. Und gerade in dieser Hinsicht hat das nationale Element in Chopin wesentlich dazu beigetragen, daß seine Eigenart den Weg fand, greifbar in die Erscheinung zu treten. Die nationalen musikalischen Elemente, die er in seinen Mazurkas und Walzern zum Ausdruck bringt, geben, wenigstens rein äußerlich betrachtet, die am deutlichsten erkennbare Note, an der das spezifisch Eigentümliche Chopins emporragt. Aber der leicht bewegliche Geist, den er vom Vater geerbt hatte, vereinigt sich mit der tapferen Art seiner polnischen Nationalität, ließen erst die Werke entstehen, die seine musikalische Bedeutung als Komponist ausmachen. Ohne Rücksicht auf die Vergangenheit der Musik, in bezug auf Form und Inhalt, ging Chopin als Kompo-

nist seinen eigenen Weg. Was bisher als herkömmlich feststehende Form gegolten hatte, dünkte ihm nicht mehr als beengende Grenze, und da seine eigenen musikalischen Gedanken sich in die vorhandenen Formen nicht schiden mochten, so schuf er eben neue bisher unbekannte. Darum ist Chopin in jedem Betracht so vollständig originell, weil seine Themen, ja seine musikalischen Arbeiten überhaupt Träger von ganz einzigartigen Gedanken sind, von künstlerischen Ideen, die zum Ausdruck streben, und die er in seiner genialen Art zu einem überzeugenden logischen Schluß führte, unbekümmert darum, ob die Zusammenfassung ihres Inhalts sich in eine der schon vorhandenen schematischen Formen einfügen könne oder nicht. Aus diesem Grunde entstand die fast rhapsodische Art der Tonsprache Chopins, das, was sich in ihr anscheinend frei und regellos deklamierend darstellt, in Wirklichkeit aber das künstlerische Gefüge überzeugenden und wirkungsvollen Gedankenflusses einschließt.

Dies erklärt es auch, daß Chopin keine sogenannte „Schule“ gemacht hat. Keiner nach ihm war in der Lage, die gleiche Diktion des musikalischen Ausdrucks zu gebrauchen wie er, weil er eben sich und seine Seele selbst aussprach, weil das, was er zu sagen hatte, nicht als zusammengefügtes Kunstmaterial ihm zur Verfügung stand, sondern weil es als ungevolles Ergebnis eines künstlerischen Prozesses durch die ihm allein zugängliche Ausdrucksweise sich äußerte. Die viel gerühmte Originalität Chopins verliert den etwas ominösen Beigeschmack der künstlerischen Mode, wenn man zur Erkenntnis gelangt ist, daß seine Tonsprache das getreue Abbild seiner Empfindung ist. Diese Empfindung aber strömt aus einer wahrhaft poetischen Natur zum Lichte, in der alles, was sie in den Kreis ihrer inneren Ergebnisse zog, sich derartig entfaltete, daß es den Schimmer und den Glanz einer feischen Umwertung erfuhr. Die kleinsten Gebilde seines Wirkens tragen unverkennbar diese Symptome der inneren Umbildung an sich. Das treffendste Beispiel hierfür ist die Art, in der er die Tanzformen behandelte. Der festgefügte Rhythmus des Walzers und der Mazurka schmiegte sich unter seinen weichen Händen der fließenden schönen Linie des künstlerischen an. Was sonst bei anderen etwa in der Trivialität des sich wiederholenden Tanzschrittes untergehen würde, erhebt sich bei ihm zur ästhetischen Wirkung, insofern, als er es versteht, die Feinheiten seiner Sprache dem Endzweck anzupassen. Und so sehen wir diesen Leitgedanken klar überall dort hervortreten, wo er seine eigenartige Kunst wirken läßt. Das trockene und spröde Material der Stübe weiß er fruchtbar zu machen; die zartesten Blüten der Melodie sprechen daraus hervor. Immer aber bleibt die Schärfe seines Geistes durch, immer weiß er auf das Glänzendste noch besondere funkelnde Lichter aufzusetzen, immer sprühen sinnverwirrende Funken eines glühenden Feuerwerks aus Passagen und Verzierungen auf, die er an gegebenen Stellen einstreut, um das Schöne noch hinreichender und bleibender zu gestalten.

Chopin ist nun schon an die sechzig Jahre „modern“. Er ist es geworden und geblieben, weil er eben ein neues Element in die Kunst des Klavierspiels geworfen hat. Durch seine Kompositionen, durch seinen eigentümlichen Stil hat sich das Klavier zu einem Instrument gestaltet, auf dem ein geistiges freies Musizieren möglich geworden ist. Erst nach Chopin konnten ein Liszt und Robert Schumann, jeder auf seine Weise, die Freiheit des Ausdrucks auf dem Klavier pflegen, aber unverkennbar ist es, daß Frédéric Chopin der erste war, der dem Klavier seine ganze Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten verlieh.

Das Bewundernswerteste an Chopins Schaffen ist, daß seine Eigenart niemals zur Manier wurde. Er ist immer derselbe, aber er wiederholt sich nie. Seine blühende und überzeugende Phantasie fand in jedem neuen Gedanken, in jedem neuen Wortwurf den Anreiz zu neuen Produktionen, zu einer neuen Art des gedanklichen Ausdrucks. Darum ist jedes einzelne Stück, das seinem Geiste entsprossen ist, eine stets willkommene Ueberraschung für den Aufnehmenden, eine Quelle des bizarren Reizes, des köstlichen Spiels zwischen Gedanken und Form. So wie etwa ein geistreicher Causeur mit den Gedanken spielt, sie aufsteckt und gliedert läßt, Licht und Schatten verteilt, mit sicherer Beherrschung des Stoffes, so weiß auch Chopin die musikalische Phrase zu schleifen und zu formen, hier Licht auf sie fallen zu lassen, dort sie mit dem Duster eines geheimnisvollen Schattens zu umgeben und mit den künstlerischen Mitteln der Gegensätzlichkeit im Ausdruck tiefe Wirkung hervorzubringen. Für die Kunst des Klavierspiels bedeutet Chopins Lebenswerk ein unvergleichliches Geschenk. An ihm erlaben sich Generationen von Musikfreunden und künstlerisch veranlagten Naturen, denn die pianistische Ausdeutung seiner Kunst ist an sich eine Selbstkunst geworden. Eine Kunst, die im Fortschreiten Erfreuliches hervorbringt, weil sie den Anstoß gibt zur Vertiefung in ein weites Reich von schwerwiegenden Gedanken und zur vervollkommnung der technischen Reproduktionen dankbarer pianistischer Aufgaben.

J. C. Lusztig.

Die Sitte des Grüßens und ihre Geschichte.

Es ist bekannt, in welche Verlegenheit vielfach Forschungsreisende durch die Art und Weise verjagt wurden, wie unbekanntes Völkern die begrüßten. So nehmen bei einigen Regerrassen alle

hals über Kopf Reikhaus, sobald sich auch nur von weitem der Häuptling oder eine andere Respektsperson zeigt — eine Ehrenbezeugung. Bei anderen wälzen sich die Untertanen auf der Erde oder wenden zum Gruß der Obrigkeit oder dem Gast den Körper teil zu, mit dem man gemeinlich bei uns seine tiefste Verachtung ausdrückt.

Seltene Sitten das! Aber sind denn unsere Grußformen im Grunde nicht ebenso seltam und unverständlich? Würde sie ein Papua oder Massai nicht vielleicht auch lächerlich finden? Wir begegnen einem Bekannten auf der Straße und ziehen den Hut. Warum nehmen wir den Hut ab? Oder wir treffen einen guten Freund und schütteln ihm die Hand. Warum dieses Händeschütteln? Oder warum kniet z. B. der Betende nieder? warum fallt er die Hände?

Um eine Antwort auf diese Fragen zu erhalten, müssen wir solche Sitten bis auf ihre Ursprünge zurückverfolgen; wir müssen uns auf den kulturellen Boden beziehen, auf dem sie gewachsen sind. Denn es gab eine Zeit, wo sie nicht unverständlich waren, sondern einen wohlbegründeten Sinn hatten. Wir tun ja vieles, was uns so alltäglich geworden ist, daß wir nicht gewohnt sind, uns über seine Bedeutung Nachsicht abzugeben; erst der vergleichenden Naturgeschichte war es vorbehalten, alle diese Sitten und Gebräuche als Reste von längstvergangenen Kulturperioden nachzuweisen. Wer denkt z. B., wenn er einem Verstorbenen einen Kranz widmet, daran, daß diese Spende das Ueberbleibsel eines uralten heidnischen Totenopfers ist? Oder daß der Leichenstein, heute ein Denkmal der Liebe und der Erinnerung, ursprünglich weiter keinen Zweck haben sollte, als daß er den Toten verhinderte, die Lebenden durch seine Wiederkehr zu belästigen?

Der Gruß soll heutzutage Hochachtung, Freundschaft, Vertrauen ausdrücken. Und doch ist die Sitte des Grüßens ursprünglich durchaus kein Zeichen der Achtung oder Verehrung, sondern eine Art Vorsichtsmaßregel, wie sie der Schwächere bei der feindlichen Begegnung mit einem Stärkeren gebrauchte, später ein Zeichen der Unterwerfung unter den Willen eines Mächtigeren. Um das zu verstehen, müssen wir uns in jene Zeiten zurückverfolgen, wo jede Begegnung mit einem Fremden gefährlich war. Wollte der Schwächere den Kampf vermeiden, so mußte er dem Stärkeren zu verstehen geben, daß dieser von ihm nichts zu fürchten hätte und ihn deshalb auch in Ruhe lassen solle. Aus dem Zuruf sind wohl die als Willkommensworte bei vielen Völkern gebräuchlichen Friedensgrüße entstanden. So das unter den semitischen Völkern übliche: *Salem aleikum* = Friede sei mit dir! Der Römer grüßte: *Salve*, was wörtlich überlegt: Sei umverkehrt! heißt, also dieselbe Bedeutung hat wie das gotische: *Haila*, das von den Altsächsischen wieder aufgenommen „*Heil!*“ Alle diese Ausdrücke hatten zur Zeit ihrer Entstehung keinen anderen Sinn als den: Wir wollen das Raufen lassen und friedlich unsere Wege gehen.

Diese Zurufe suchte der primitive Mensch durch entsprechende symbolische Bewegungen und Gesten zu verstärken. Am drastischsten illustrierte er seine Wehlosenerklärung vor dem Stärkeren einfach durch Begleiten — man vergleiche die oben erwähnte afrikanische Sitte — oder dadurch, daß er seine Waffen ablegte und sich auf den Boden niederwarf. Daher werfen sich verschiedene Negervölker beim Gruß auf den Rücken oder wälzen sich auf dem Boden umher. In den meisten asiatischen Ländern ist es Sitte, sich vor dem zu Begrüßenden mit dem Gesicht zur Erde niederzuwerfen — die alten Griechen, die das bei den Persern sahen, nannten es „*proskynein*“ = anhängeln — auf Sumatra setzt man noch den Fuß des anderen sich auf Brust, Kopf und Knie. „*Ich falle zu Füßen!*“ lautet heute noch der Gruß des polnischen Bauern gegenüber dem Edelmann. Dieser immerhin etwas umständliche Gruß wurde im Laufe der Zeit bei verschiedenen Völkern immer mehr vereinfacht; aus dem Sich-Niederwerfen entwickelte sich die Kniebeugung, dann der Knix und Kraxfuß, der bei uns im Aussterben begriffen ist, und ein letzter Rest der Sitte ist in der Verbeugung beim heutigen Gruß erhalten.

Eine andere, einfachere Art, seine friedfertige Gesinnung darzutun, bestand in dem Wehlosensmachen der Hände und Arme. Sehr deutlich zeigt dies ein Hochhalten der Hände. „*Hands up!*“ — „*Hände hoch!*“ — ist ja auch in Amerika die bekannte Aufforderung, eine Verteiligung zu unterlassen und sich zu ergeben. Auf denselben Ursprung ist die griechische Sitte zurückzuführen, beim Gebet die Hände zu erheben. Der Türke kreuzt zum Gruß die Arme vor der Brust; ein Symbol, das auf die Fesselung des Untertworbenen zurückzuführen ist, ebenso wie das Falten der Hände zum Gebet bei christlichen Völkern. Und ähnlich sollte unser Handschlag ursprünglich nichts anderes bedeuten als: Hier hast du meine Hand, halte sie fest, zum Zeichen, daß ich dir nichts tun will.

Nach dem Vorausgegangenen erklären sich auch unsere militärischen Grüße sehr leicht. Der Offizier senkt den Degen zum Gruß; das direkte Gegenteil einer Herausforderung. Der Soldat steht vor seinem Vorgesetzten still und rührt sich nicht — ein Zeichen der Wehlosenerklärung, das nur allzuhäufig in Wirklichkeit auch ausgenutzt wird. Und das Präsentieren — vom französischen *présenter* = darreichen — des Gewehrs ist nichts anderes als die symbolische, durch den Drill allerdings sehr verzerrte Uebergabe der Waffe.

Auch unser Hutabnehmen ist durchaus kriegerischen Ursprungs. Besonders im Mittelalter, dem Zeitalter der Hieb- und Stoßwaffen, bedeckte der Krieger seinen Kopf mit einer Blechhaube oder einem Helm. Nahm er die schützende Kopfbedeckung vor einem anderen ab, so lieferte er sich damit in dessen Gewalt. Die Einwohner einer unterworfenen Stadt mußten dem Sieger barhäuptig entgegengehen. Wer den Helm abgehoben trug, zeigte damit, daß er in friedlicher Gesinnung nahe; daher heißt es im *Ribelungenlied*: „*Sagt ihr wohl zur Sühne je so viele Helmen kommen mit abgehundenen Helmen und die Schwerter in der Hand?*“ Der im Turnier besiegte Ritter nahm seinen Helm vom Haupte. Vor dem Herrn brauchte und durfte der Lehnsmann nicht mit dem schützenden Helm auf dem Kopfe erscheinen. Heute nehmen wir allgemein zum Grüßen die Kopfbedeckung ab; nur die Frauen nicht; denn die kriegerische Sitte konnte nur auf die Männer übergehen. Auch diese Art des Grüßens nahm mit der Zeit einfachere Formen an; beim Militär entstand daraus das Salutieren — „*durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung*“ — infolge Einführung der Schuppenhelme, und dieser Gruß breitet sich neuerdings auch unter dem Volke immer mehr aus.

Ursprünglich kam der Gruß nur dem Fremden, den überirdischen Mächten und denen zu, die sich deren Stellvertreter auf Erden nannten. Man kann das noch heute bei Völkern auf niedriger Kulturstufe und vielfach bei unseren auch in kulturgeschichtlicher Beziehung recht konservativen Landleuten beobachten. Hofzeremonien und religiöser Kultus haben ja auch die altentümlichsten Grußformen bewahrt. In Europa breitete sich erst im Mittelalter die Sitte des Grüßens weiter aus, in den Zeiten des Minnedienstes begann man die Frauen zu grüßen. Mit Beginn der Neuzeit drang dann die Sitte in weitere Kreise und fing an, allgemein zu werden, und zwar nahm diese Bewegung von Frankreich ihren Ausgang, wie verschiedene französische Grüße: *A Dieu, votre serviteur* (Ihr Diener!) u. a. erkennen lassen.

eg.

Kleines feuilleton.

Elektrische Kälteerzeugung. Zur Erzeugung von Kälte durch mechanische Kühlverfahren kann in sehr vorteilhafter Weise Kraft verwendet werden, die sonst nutzlos verloren ginge. Ueber den ziffermäßigen Betrag einer derartigen Ausnutzung hat man noch nicht viel Erfahrung. Die Elektrizitätszentralen sind jedoch in der Lage, den Konsumenten für die Kälteerzeugung besondere Tarife anzubieten, sofern diese Betriebe intermittierende sind. Die Folge davon war, wie der „*Elektrische Anzeiger*“ ausführt, daß zahlreichere kleinere Konsumenten sich auf die Kälteerzeugung mit elektrischem Antriebe verlegten, wobei die Anlagen so eingerichtet wurden, daß in den Pausen, wo kein Strom zur Verfügung steht, hinreichend Kälte aufgespeichert werden kann. Am besten eignen sich zum Betrieb von Kältemaschinen Elektromotoren, weil ihre Anschaffungskosten verhältnismäßig gering sind und weil sie sicher und billig arbeiten. Der einzige Nachteil ist, daß es an automatisch wirkenden Apparaten fehlt und daher stets verhältnismäßig viel Bedienung nötig ist. Gleichwohl kennt man heute automatische Vorrichtungen, die ganz vorzüglich arbeiten und bei Erreichung einer bestimmten Temperatur mit größter Sicherheit den Motor abschalten. Die Anwendung des mechanischen Kühlverfahrens nimmt beständig zu. In Amerika sind geradezu riesenhafte Einrichtungen geschaffen worden, z. B. die Kühlanlage einer großen Obstfirma, die sich über drei Stadtwerte erstreckt. Die Anlage arbeitet mit einem der gebräuchlichsten durch eine Kompressionsluftpumpe angetriebenen Ammoniakapparat. Die Leistung der Anlage beträgt 2½ Tonnen Eis in 24 Stunden. Ein Teil der Partieräume dient als Kühlraum für Früchte, Rüsse und Grünwaren. Dort wird die Temperatur automatisch auf 1 Grad über Null gehalten. Bevor man den Raum betritt, hat man einen Gang von ungefähr 6 Meter Länge und 1,8 Meter Breite zu passieren, so daß das Öffnen der Türen keine Temperaturschwankungen verursacht. Der Hauptraum ist etwa 13 Meter lang und 12 Meter breit, und an seinen Wänden laufen die Kühlröhren in drei Reihen von 15 Zentimeter Abstand und in Entfernungen von 35 Zentimeter. Die Höhe des elektrisch beleuchteten Raumes beträgt 2 Meter. Gegen die Straße zu ist dieser Kühlraum durch eine gleichfalls für die zeitweise Aufbewahrung von Obst dienende Kammer abgeschlossen. In dem zweiten Geschos befindet sich auch eine ausgebehrte Anlage von Kühlröhren. Ein Korridor von 10 Meter Länge und etwa 2 Meter Breite ist mit 270 Kühlröhren von 3 Zentimeter Durchmesser ausgerüstet. Zu beiden Seiten dieses Ganges befinden sich getrennte Zimmer zur Aufbewahrung von Bananen. Diese Zimmer stehen mit dem Korridor durch jalousieartige Schieber in Verbindung, so daß man die kalte Luft des Korridors beliebig nach diesen Obststammern verteilen kann. In diesen Nebenräumen können 8000 Bündel Bananen aufbewahrt werden, die nicht allein zur Konservierung gekühlt, sondern im Bedarfsfalle auch durch besondere Gasheizung zum Reifen gebracht werden können. Dies kann natürlich auch abwechselnd in verschiedenen Räumen geschehen, so daß man es in der Hand hat, hier eine Partie wenig reifer Früchte durch Erwärmen in den gewünschten Zustand zu bringen, dort vollreife Früchte durch Kühlung vor dem Verderben zu bewahren.